



**Hansruedi Wildermuth** Der Libellenforscher erhält den Ig-Nobelpreis. Von David Hesse

## Im Dienst der Geflügelten

An der Sache mit den Grabsteinen sei er wirklich «nur marginal beteiligt» gewesen, sagt Hansruedi Wildermuth, Libellenforscher aus Rüti ZH und Kantonsschullehrer im Ruhestand. Eher sei es sein Bekannter gewesen, der Biophysiker Gábor Horváth, der auf einem Friedhof in Ungarn ausgetestet habe, weshalb Libellen von schwarzen Grabsteinen eher angezogen würden als von weissen. Die Antwort: Schwarze Steine polarisieren das Licht horizontal, was die Insekten an Wasseroberflächen denken lässt. Die Publikation im Fachjournal «Freshwater Biology» führt Wildermuth als Co-Autor auf, weil er Daten aus der Schweiz beigesteuert hat. «Ich habe aber Plexiglasplatten verwendet, keine Grabsteine.»

Egal: Nun wird Wildermuth der Nobelpreis verliehen - nein, halt: der Ig-Nobelpreis, nach dem englischen Adjektiv «ignoble», kommt, von niederer Geburt. «Das hat mich überrascht, ich hatte nie von diesem Preis gehört», sagt Wildermuth im Gespräch. Der Ig-Nobelpreis belohnt wissenschaftliche Arbeit, die ernst gemeint ist, aber zum Lachen anregt. Verliehen wird er von den «Annalen für unwahrscheinliche Forschung», einer Satirezeitschrift, seit 26 Jahren. Die Preisfeier 2016 fand in der Nacht auf Freitag an der US-Universität Harvard statt.

Horváth, Wildermuth und ihre Mitautoren gewannen den Preis in der Kategorie Physik. Mitausgezeichnet wurde ein Aufsatz zu schwarzen und weissen Pferden - «aber da geht es um Bremsen und Pferde, nicht Libellen, daran war ich nicht beteiligt», sagt Wildermuth.

Die Jury hatte ihren Spass. Der Brite Thomas Thwaites gewann in Biologie; er hatte sich Arm- und Beinprothesen gebastelt, um die Fortbewegung von Bergziegen zu imitieren, und mehrere Tage unter solchen gelebt. Videoaufnahmen zeigen ihn am Berg, Gras kauend. Den Preis für Medizin nahm ein deutsches Team entgegen; es hatte entdeckt, dass ein Juckreiz auf der linken Seite des Körpers gelindert werden kann, indem man sich vor einen Spiegel stellt und an der rechten Seite kratzt oder umgekehrt.

Die Ig-Preise sind Scherzpreise, undotiert und darauf aus, den Wissenschaftsbetrieb auf Exzentrik abzuklopfen. Trotzdem sind die meisten Forscher erfreut, wenn sie prämiert werden; Ig-Nobelpreise verschaffen Beachtung.

Wildermuth nimmt es gelassen. Der 75-Jährige befasst sich seit mehr als 30 Jahren mit Libellen und ihrem Schutz, war Privatdozent an der Universität Zürich und ist Mitherausgeber des Schweizer Libellenatlas. «Libellen müssen mit schrumpfenden Lebensräumen auskommen», sagt er. Deshalb sei es für die Tiere wichtig, Gewässer zu erkennen, die für sie geeignet seien. Wenn nun künstliche Oberflächen die Tiere anlockten, dann müsse die Wissenschaft wissen, was da geschehe. «Horizontal polarisiertes Licht», sagt Wildermuth. Er hat es herausgefunden. Er klingt zufrieden.

**Friedensdiplomatie** Die Schweiz kann ihre Vermittlerrolle nicht mehr alleine bewältigen. Von Philippe Reichen

## Auch Gute Dienste können gefährlich sein

Die Friedensdiplomatie ist ein edles Geschäft. Nichts ist ehrenvoller, als verfeindete Staaten oder Volksgruppen zu befrieden. Und nichts ist schwieriger. Im kolumbianischen Bürgerkrieg scheiterten in 50 Jahren fünf Vermittlungsversuche, bis sich die Konfliktparteien im Juni endlich auf einen Friedensvertrag einigen konnten. Klar ist immer: Es darf weder Sieger noch Verlierer geben. Kompromisse sollten für beide Seiten gleich schmerzhaft sein. Weil das so selten gelingt, fallen Vermittlungsmandate gerne krachend in sich zusammen. Darum bleiben Friedensgespräche in der Regel geheim oder zumindest vertraulich. So können Konfliktparteien den Verhandlungstisch unbeschadet verlassen.

Die Schweiz beherrscht die Kunst der Friedensdiplomatie wie kaum ein anderer Staat. Die Schweiz ist eine geduldige ZuhörerIn und Meisterin der Diskretion. Ein (im weltweiten Vergleich) properer, neutraler Kleinstaat, weder in der EU noch in der Nato, also mehr sich selbst, als Grossmächten verpflichtet. Und die Schweiz ist Sitz des Internationalen Roten Kreuzes, das Kriegsleiden lindert, Gefangene besucht und Hungernde mit Nahrungsmitteln versorgt. Das weckt bei Kriegstreibern ein Grundvertrauen und eröffnet der Schweiz als Vermittlerin in der internationalen Diplomatie ungeheure Möglichkeiten. In multilateralen Organisationen haben ihre Diplomaten mehr Einfluss, als Vertretern eines Staates dieser Grösse eigentlich zustünde.

### Hoch geschätzt, aber selten erfolgreich

Doch selbst die hoch begabte und hoch geschätzte Schweiz ist mit Vermittlungen selten erfolgreich - und das seit Jahrzehnten. 1956 leistete sie sich ein regelrechtes Fiasko, als sie zu einer Fünfmächtekonferenz zur Beilegung der Suezkrise einlud und im Aussendepartement niemand kapierte, dass sich die USA und der UNO-Generalsekretär bereits um eine friedliche Lösung der Krise bemühten. Wegen dieser Peinlichkeit bot sich die Schweiz beim Bau der Berliner Mauer (1961) und während der Kubakrise (1962) als Vermittlerin schon gar nicht mehr an. Dennoch gelang es dem Schweizer Diplomaten Oliver Long, dank persönlicher Kontakte zeitgleich eine für den Algerienkonflikt historische Friedenslösung auszuhandeln.

Erfolglos waren auch die Bemühungen zur Beendigung des Biafrakriegs (1968) und die Gesprächsvermittlung im Falklandkrieg (1982). Dennoch übernahm die Schweiz das britische Schutzmachtmandat in Argentinien. In den 1990er-Jahren vermittelte die Schweiz in Afghanistan, doch der Bürgerkrieg ging weiter, die Kontakte brachen zusammen. 2002 war wieder ein Erfolgswort. Botschafter Josef Bucher erzielte auf dem Bürgenstock einen diplomatischen Durchbruch. Er brachte die sudanesischen Konfliktparteien auf dem Bürgenstock dazu, ein Waffenstillstandsabkommen zu unterzeichnen.

### Hohe Risiken

Als unermüdete Friedensdiplomatin trat Aussenministerin Micheline Calmy-Rey in Erscheinung. Sie ging teils hohe Risiken ein. 2003 lancierte sie die Genfer Initiative zur Beilegung des Nahostkonflikts - es blieb bei einer Initiative. Dann schickte sie ihren Botschafter Nicolas Lang zu Geheimgesprächen zwischen Israel und Syrien, um einen Entwurf für ein Friedensabkommen für den Rückzug Israels von den seit 1967 besetzten Golanhöhen auszuhandeln. Im Januar 2007 machte die israelische Zeitung «Haaretz» die Geheimtreffen publik. Das israelische Aussenministerium dementierte die Geheimverhandlungen umgehend. Ungerührt bestätigte Micheline Calmy-Rey im Genfer Presseclub, die Schweiz habe eine Vermittlerrolle gespielt, und desavouierte damit beide Parteien. Ein No-go in der Friedensdiplomatie. Einen Erfolg feierte Calmy-Rey 2009, als die Aussenminister von Armenien und der Türkei in Zürich ein Abkommen zur gegenseitigen Annäherung unterzeichneten. Und die Bemühungen rund um den Irak führten 2015 zum Nuklearabkommen.

Doch die Friedensdiplomatie verändert sich. Bewaffnete Konflikte häufen sich und werden immer komplexer. Wo früher 9 Monate verhandelt wurde, sind es heute wie in Kolumbien über 3 Jahre. Friedensverträge kosten Geduld und einen Haufen Geld. Und auch die Schweiz muss sich daran gewöhnen, dass Mediationsmandate zu gross geworden sind, um sie alleine bewältigen zu können. Für Friedenslösungen in einem Staat oder einer Region braucht die Schweiz heute andere Staaten, um nicht zu sagen, die ganze Welt.

**Kranke Sportler** Athleten nehmen dank Bewilligungen unerlaubte Medikamente ein. Das provoziert wichtige Fragen. Von Christian Zürcher

## Kur oder Doping?

Es ist eine wichtige und zugleich quälende Frage, die die Sportwelt zurzeit etwas schneller atmen lässt: «Wie krank darf ein Spitzensportler sein?» Die anonyme Gruppierung Fancy Bears hat Datenbanken der Welt-Anti-Doping-Agentur (Wada) gehackt. Zum Vorschein kamen Dokumente, die aufzeigen, wie Sportler Sonderbewilligungen bekommen, um ihre medizinischen Probleme mit unerlaubten Mitteln zu lösen. Tennisspieler Rafael Nadal hat sie benutzt, ebenso die Schweizer Fabian Cannellara und Nino Schurter.

Die Einnahme war legal, und doch sorgen die Enthüllungen für Stirnrunzeln: Die haben doch nicht etwa auch ihre Leistungen damit verbessert? Die Sonderbewilligungen namens TUE (Therapeutic Use Exemption) sind ein Graubereich, auf den die Öffentlichkeit mit Skepsis reagiert.

Bei den meisten verschriebenen Medikamenten scheint diese Skepsis unbegründet. Es bleibt ein grosses Aber: Tatsächlich existieren potente Mittel, die leistungssteigernd wirken, den Sport verzerren können - und Athleten vor Wettkämpfen verabreicht werden. Es wäre daher sinnvoll, dass entweder diese Substanzen von der Liste der TUEs genommen werden oder die Sportler während der Einnahme pausieren müssen.

Dazu kommt, dass die einzelnen Dopingagenturen oder Sportverbände die TUE-Gesuche selbst beurteilen. Ratsam wäre, dass künftig ein sportartenübergreifendes Gremium über die Anträge diskutiert und entscheidet. Gleiche Massstäbe sollen für Leichtathleten, Radfahrer oder Kunstturner gelten.

Es gibt nun Stimmen, die diese TUEs öffentlich machen wollen. Das kann nicht die Lösung sein, ritzt es doch deutlich die Privatsphäre der Sportler - man denke etwa an Athleten mit HIV. Genauso wenig Sinn ergibt die Abschaffung der Sonderbewilligungen, wie sie nun von einigen gefordert wird.

Das Problem sind nicht die Medikamente, es ist das Vertrauen - dieses fehlt. Athleten, Ärzte und Verbände haben es in den letzten Jahren auf den Strassen und Plätzen des Spitzensports verloren. Verbote bringen es nicht zurück. Es braucht Kontrollen, Kontrollen, Kontrollen.

### Widmers Woche

Von Ruedi Widmer

